

jeder Recht und Unrecht in seinen Absichten mischend, sondern die abstrakten Polaritäten von Gehorsam und Freiheit, Stolz und Reue, Überlegenheit und Schwäche, Politik und Religion werden benutzt, um, durch passende oder unpassende Handlungsträger möglichst aufdringlich personifiziert, in einer Revue

der grellen Sensationen dem billigen Ergötzen vorgeführt zu werden.

Obwohl es sich dabei um sehr heilige Dinge handelt, — das Experiment, das der Autor mit ihnen anstellt, kann man beim besten Willen kein heiliges mehr nennen.

Werner Barzel S. J.

Besprechungen

Geschichte

DER WERDEGANG DES CHRISTLICHEN ABENDLANDES. Von Günther Reubel. (140 S.) Nürnberg 1947, Glock und Lutz.

Das Anliegen dieses Bändchens der „Görres-Bibliothek“, die Begegnung zwischen Antike und Christentum darzustellen und das Werden dieser neuen Einheit zur in sich geschlossenen christlich-europäischen Kultur des Hochmittelalters aufzuzeigen, ist schon so vielfach aufgegriffen und versucht worden, daß der Leser keine wesentlich neuen Erkenntnisse erwarten darf. Doch hat der Verfasser sehr geschickt eine überraschende Fülle von geschichtlichen Einzeltatsachen zusammengefaßt, die einen guten Überblick über das Jahrtausend des Mittelalters zu geben vermögen. Nur hat er vielleicht des Guten zu viel getan, wenn er auch auf Fragen der Vor- und Urgeschichte zurückgreift und Probleme der Sprachgeschichte in seine Betrachtung miteinbezieht; denn damit wird der Rahmen der Schrift — zumal bei ihrem geringen Umfang — zu weit gespannt.

Wenn der Verfasser das Hochmittelalter und im besonderen das 13. Jahrhundert als „Zeit der Ernte“ betrachtet, die die Entwicklung der vorhergehenden Jahrhunderte zu ihrem End- und Höhepunkt führt, so ist die Gefahr eines doppelten Mißverständnisses nicht ganz ausgeschaltet: einmal wird diese „Erntezeit“ selbst zu idealisiert gesehen, während in Wirklichkeit darin schon der Auflösungskeim der mittelalterlichen Ordnung enthalten ist, so daß von manchen dasselbe 13. Jahrhundert als Beginn der Neuzeit angesehen wird. Außerdem werden die vorangehenden Zeiträume zu sehr bloß als Durchgangsstadium, das eindeutig auf die Erfüllung in der späteren Zeit hin angelegt ist, betrachtet, so daß ihr Eigenwert leicht übersehen wird.

B. Schneider S. J.

DIE KIRCHE DES MITTELALTERS. Von Wilhelm Neuß. (374 S.) Bonn 1946, Verlag der Buchgemeinde.

Die Feststellung des Verfassers, daß das Mittelalter uns Heutigen viel ferner stehe als die Antike (39), besteht sicher zu Recht. Deshalb ist diese neue Kirchengeschichte des Mittelalters sehr zu begrüßen, zumal da sie — als Fortsetzung der von Albert Ehrhard begonnenen Geschichte der „Katholischen Kirche im Wandel der Zeiten und Völker“ — nicht als Lehrbuch oder wissenschaftliches Werk mit dem entsprechenden Apparat angelegt ist, sondern ein Lesebuch für die Vielen sein will, denen das Jahrtausend des Mittelalters noch eine dunkle Zeit ist. Mit einem oberflächlichen und raschen Lesen ist es allerdings nicht getan; dafür ist der Inhalt des Buches zu umfassend und zu gedrängt, so daß es an Umfang des gebotenen Stoffes wohl hinter keinem unserer Lehrbücher über die mittelalterliche Kirchengeschichte zurücksteht.

Aus der Fülle der Einzelheiten und Daten heben sich besonders zwei Grundlinien heraus, in die der Verfasser das reiche Geschehen einordnet. Vor allem geht es ihm darum, das Mittelalter als Welt der Einheit darzustellen: Auf dem Grunde der am Ausgang der Antike gewordenen „Idee von einem einheitlichen Reich der Christen unter der geistigen Führung des Papsttums“ wurde „die neue Einheitsordnung der christlich-abendländischen Welt über den kirchlichen Bezirk hinaus als die christliche Weltordnung ausgebaut“ (334). Die Geschichte des Mittelalters stellt die einzelnen Stufen dieses Aufbaus dar, der seinen Höhepunkt im Hochmittelalter erreichte, das „noch weit mehr als das frühe Kennzeichen des Universalismus trägt“ (335), während das „spätere Mittelalter unter dem Zeichen der Auflösung der im frühen aufgebauten und im hohen Mittelalter vollendeten Einheitswelt“ steht (242). Doch versteht der Verfasser diese Grundlinie durchaus nicht als ein starres Formprinzip; er warnt selbst